

**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift  
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich  
**Band:** 56 (1952-1953)  
**Heft:** 22

**Artikel:** Geheimnisvoller Ritt  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-672754>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 16.03.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Geheimnisvoller Ritt

In der Villa in dem serbischen Bergdörfchen Revel im Bektal, in der der deutsche Bergingenieur B. mit seiner jungen Frau Wohnung genommen hatte, seit er die Direktion in den umliegenden Goldbergbauen übernommen hatte, war es Abend geworden. Frau Käthe sass mit einer eben erwachsenen Nichte ihres Mannes, die zu Besuch dort weilte, im Speisezimmer, nebenan bei geöffneter Türe schlief das Söhnchen den festen wohlbehüteten Schlaf des Kleinkindes.

Marina, die serbische Haushälterin, trug eben nach der Abendmahlzeit das letzte Geschirr hinaus. Sie zögerte.

«Nun, hast du noch einen Wunsch?» fragte die zierliche, blonde, junge Frau freundlich.

«Ich könnte jemanden rufen, der weit weg ist. Wen soll ich rufen?»

Frau Käthe hatte die seltsame Frage wohl verstanden, doch schwieg sie einen Augenblick mit innerem Widerstreben gegen den unheimlichen Ausdruck der grossen dunklen Augen, die mit scharfem Blick alles zu durchdringen und eine seltsame Macht über die Menschen zu haben schienen.

«Wen soll ich rufen?»

Da formten fast unwillkürlich die wohlgebildeten, lebensfrischen Lippen des schlanken, grossen, jungen Mädchens einen Namen, den einzigen, dem in diesem fremden Lande ihre Sehnsucht galt:

«Ruf Hauptmann Luba!»

Diensteifrig verlangte Marina ein Kleidungsstück, welches Fräulein Martha getragen habe, als der Hauptmann noch dort im Haus verkehrte und erhielt eine Schürze, die diese am Abschiedstag getragen hatte. Damit verschwand sie erfreut durch die Küche in den Garten.

Wollte sie den beiden Damen, die da so allein in Erwartung des Hausherrn aufzubleiben gedachten, eine Unterhaltung verschaffen oder auch aus einer gewissen Eitelkeit ihre Künste zeigen?

«Ich bin neugierig, was sie wieder anstellen wird, sie hat uns schon einige Male in Staunen versetzt, es geht eine unheimliche Kraft von ihr aus», sagte Frau Käthe mit einem Unterton des Unbehagens.

«Ach, was wird sie schon anstellen, Hauptmann Luba ist über 100 km von hier entfernt.»

Martha lacht mit der sorglosen Fröhlichkeit der Jugend und setzte dann plötzlich ein wenig traurig hinzu:

— «Leider, Vater kann mich eben nicht verstehen!»

Jede hatte sich inzwischen eine Beschäftigung gesucht. Frau Käthe nahm eine Strickarbeit für ihr Söhnchen zur Hand und Martha spannte Fäden über ein Brett mit Nägeln und begann eine kunstvolle Spitze zu knüpfen. Das Licht des Lüsters zauberte goldschimmernde Reflexe auf das blonde Haar der beiden Frauen.

Mit Hauptmann Luba hatte es folgende Bewandnis: Martha hatte ihn im Hause des Onkels kennen und lieben gelernt, und die beiden wollten gerne heiraten. Da jedoch Marthas Vater seine Tochter nicht in dieses fremde Land geben wollte, weigerte er sich, die erforderliche Kautions von 20 000 serbischen Franken zu stellen und somit war der Traum der jungen Leute ausgeträumt. Damit beide den Seelenschmerz leichter ertragen und vergessen könnten, liess sich der Hauptmann in eine entfernte Garnison versetzen.

«Ich muss doch sehen, was Marina macht» — etwa eine halbe Stunde später trat Frau Käthe an das offene Küchenfenster, von wo man in den Garten gehen konnte. Martha folgte neugierig.

Da tand im Schein des Mondes Marina mit dem Gesicht nach der Richtung, wo Lubas Garnison lag. Ueber ihrem Kopf schwang sie mit beiden Händen die Schürze, die im Mondlicht gespenstische Schatten warf. Durch die Stille des Abends hörten sie deutlich die immer wiederholten Worte:

«Hauptmann Luba, du musst kommen, sollst kein Wasser haben, sollst kein Essen bekommen, sollst dir keine Ruhe gönnen, sollst nur reiten, reiten, reiten nach da.»

«Klingt wie eine Zauberformel aus dem Märchen», flüsterte Martha mit unterdrücktem Lachen.

Da verstummte die Stimme, Marina kam ins Haus.

«Er ist schon unterwegs», sagte sie mit Genugtuung. In einem besorgniserregenden Zustand völliger Erschöpfung legte sie sich schlafen.

Käthe und Martha nahmen ihre Arbeit wieder auf. Die Stunden verrannen in angeregter Unterhaltung und mit ihnen legte sich nach und nach der uneingestandene Zustand erwartungsvoller Spannung, in der sich beide gegen ihren Willen befunden hatten. Doch war es sehr spät geworden und Frau Käthe atmete auf, als es um 2 Uhr laut und energisch klopfte.

«Na, endlich kommt Franz heim!»

Beide standen auf und öffneten.

Vor der Tür stand — Hauptmann Luba! mit seinem Pferd! Kreidebleich, die blauen Augen weit aufgerissen, starrte Martha ihn an. Sie musste alle Kraft zusammenraffen, dass sie nicht umsank.

Doch, das war kein Gespenst, es war eine lebenswarme Hand, die sich den Frauen zum Gruss entgegenstreckte. Ross und Reiter waren von einem scharfen Ritt in Schweiß gebadet und erschöpft. Der Bursche, der auch auf den Hausherrn warten musste, brachte kopfschüttelnd das Pferd in den Stall zu den Reit- und Kutschpferden seines Herrn, denn solche musste man in Serbien haben, es gab dort zu Beginn dieses Jahrhunderts noch fast keine Eisenbahnen.

Nachdem er Gesicht und Hände mit kühlem Wasser erfrischt hatte, folgte der Hauptmann der Einladung ins Speisezimmer und nahm dankend eine kleine Erfrischung an.

Dass es tatsächlich Hauptmann Luba war, der gesund und lebendig vor den beiden Damen sass, die sich nur allmählich von ihrem Schrecken erholten, daran bestand kein Zweifel. Doch blieben einige Rätsel ungelöst. Trotz wiederholter Aufforderung weigerte er, der sonst formvollendete Manieren hatte, sich hartnäckig den Mantel abzulegen. Auch erzählte der sonst allzeit Lustige diesmal nur traurige Sachen, so dass bei aller Herzlichkeit des Tones keine Fröhlichkeit aufkommen konnte.

Um 4 Uhr früh kam der Herr Direktor in Begleitung seines «Privatgendarmen», den dort jeder Mann von Rang zu seiner persönlichen Sicherheit stets um sich hatte, von einem gemütlichen Abend

der Knappschaft, der sich in die Länge gezogen hatte, heim und war nicht wenig erstaunt über den späten Gast.

Auch jetzt blieb dieser die Antwort schuldig, was ihn veranlasst habe, zu kommen. Er konnte es nicht erklären, und da er der Frage auswich, hat er nie erfahren, wer ihn gerufen hatte.

Wie überstürzt der Aufbruch erfolgt war, stellte sich erst heraus, als die Damen in Anbetracht der frühen Morgenstunde in der Küche einen starken Kaffee bereiteten.

«Menschenkind, so zieh doch endlich den Mantel aus!»

Der Direktor, stark und gross, nahm dem heftig widerstrebenden Freund einfach den Mantel ab — und da stand er: Den Rock unter der Hose und den Säbel irgendwie durch das Hosenbein gesteckt. Er wurde rot, als der Direktor herzlich lachte und neckte:

«Nur wer die Sehnsucht kennt, weiss, was ich leide...!»

Nun brachte er endlich den Anzug in Ordnung. Um 7 Uhr früh, nach einer Nacht, in der niemand geschlafen hatte, ritt Luba zurück, da er nachmittags im Dienst sein musste.

Marina aber, die sich in ungestörtem Schläfe von der Erschöpfung erholt hatte, fragte am nächsten Tag triumphierend und im Tone völliger Sicherheit:

«Nun ist er gekommen?»

Die selbstausgedachten Methoden, die Schürze, das Rufen, mit dem dieses ungeschulte urwüchsige Kind aus dem Volke seine Künste mit einem Nimbus des Geheimnisvollen umgab, waren sicher überflüssig. Doch die Tatsache lässt sich nicht leugnen, dass von ihr eine geheimnisvolle Kraft ausging (vielleicht würden wir es heute Fernhypnose nennen), eine Wirkung seelischer Ausstrahlungen, die sich vielleicht dann physikalisch durch den Aether bewegen und dorthin gelangen, wohin sie abgeschickt wurden, denen man mit heute allerdings noch nicht erfundenen Geräten einmal auf die Spur kommen könnte, wenn derartige Forschungen nicht immer wieder durch Schwindler und Geschäftemacher gehemmt würden.

